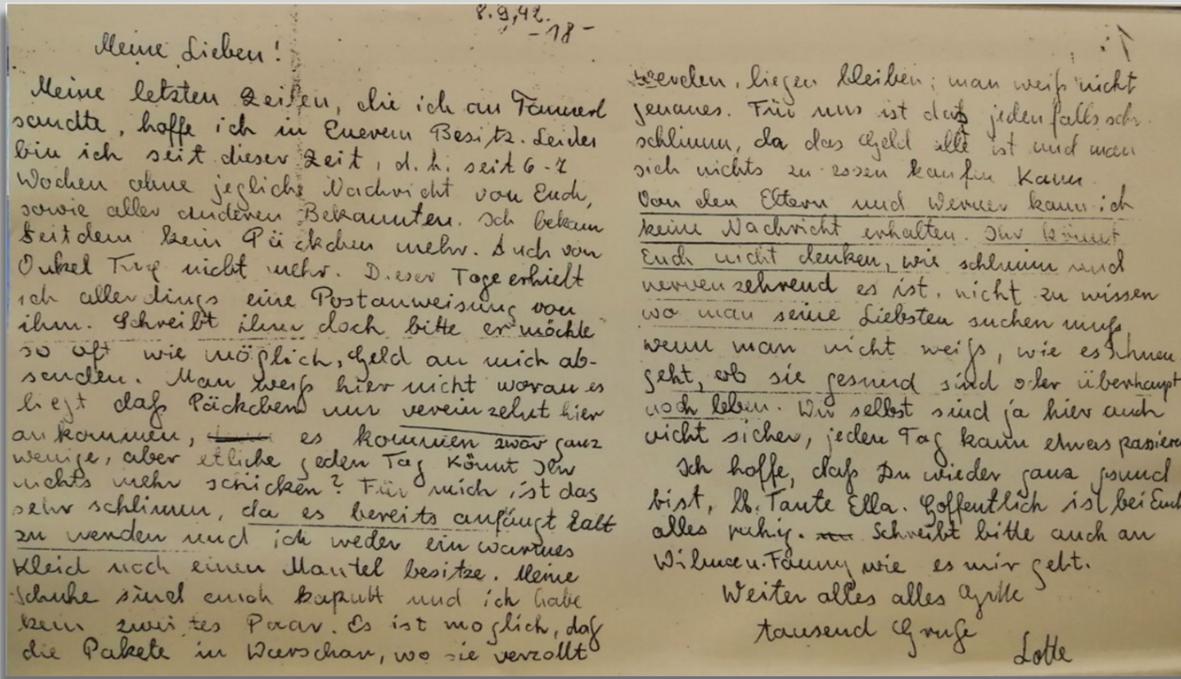


Der letzte Brief der Charlotte Brandis

Die Tochter der jüdischen Kaufmannsfamilie **Brandis**, wohnhaft in der Maximilianstraße 16, und bis 1936 Schülerin des Mädchenlyzeums (heute Von-Müller-Gymnasium), 1942 ins Ghetto Piaski deportiert und vermutlich im Vernichtungslager Sobibor ermordet, wurde am 17. Februar 1924 geboren und würde damit heuer ihren 100. Geburtstag feiern.

Der Brief ist das letzte Lebenszeichen der jungen Frau und dokumentiert das Leid und Elend im Ghetto Piaski. Danach verliert sich ihre Spur, vermutlich wurde sie im KZ Sobibor umgebracht. (Martina Köglmeier, VMG, und Günther Handel, Stadtarchiv)



Regensburgisches Diarium 2.0

Ausgabe 2: Februar 2024



Regensburgische Geschichten

21. Februar 1519: Die Vertreibung der Juden aus Regensburg

Man geht davon aus, dass es die jüdische Gemeinde in Regensburg seit der Römerzeit gibt – damit wäre sie die älteste jüdische Gemeinde in Bayern.

Vom 11. bis zum 13. Jahrhundert erfuhr die Stadt eine große wirtschaftliche und kulturelle Blüte und auch die jüdische Gemeinde gehörte zu den größten und bedeutendsten im Deutschen Reich. Berühmte jüdische Gelehrte weilten hier in Regensburg, deren Schriften weit über die Grenzen des Reiches hinaus bekannt waren. Das Zentrum der jüdischen Gemeinde befand sich auf dem heutigen Neupfarrplatz.

Im Spätmittelalter begann Regensburg zu verarmen. Die Bürger der Stadt machten die Juden für ihren wirtschaftlichen Abstieg verantwortlich – man brauchte einen Sündenbock für die eigene Not.

der jüdischen Gemeinde überbrachten Ausweisungsbeschluss wurden die Juden aufgefordert, innerhalb von 24 Stunden die Synagoge zu räumen und binnen fünf Tagen die Stadt zu verlassen. Über die Steinernen Brücke verließen sie ihre Heimatstadt.



Das jüdische Viertel wurde abgerissen, der damals vor dem heutigen Peterstor gelegene jüdische Friedhof geschändet und völlig zerstört. Die Vernichtung der jüdischen Synagoge erfolgte wenige Tage später. Nachdem **Albrecht Aldorfer**, der als Ratsherr ebenfalls am Vertreibungsbeschluss beteiligt war, sie gezeichnet hatte, wurde auch sie zerstört – die älteste jüdische Gemeinde Bayerns hatte aufgehört zu existieren.

(Martina Köglmeier, VMG, und Günther Handel, Stadtarchiv)

Das Brückensiegel der Universität Regensburg

Am 20.01.1981 trat die erste beschlossene Grundordnung der Universität Regensburg (UR) in Kraft. Sie legte das bisher schon gebräuchliche Siegel des Brückenmeisteramts in Regensburg offiziell als Siegel der Universität Regensburg fest.

Die UR hatte erstmalig mit Schreiben vom 27.11.1964 die Anfertigung eines Dienstsiegels erbeten. Erstmalige Erwähnung fand das Brückensymbol in der Senatssitzung vom 12.07.1967. Der damalige Rektor Prof. Dr. **Franz Mayer** hatte Wert auf die Brücke als Symbol gelegt, weil er damit ein Symbol der Verbindung zum Osten als Gründungsauftrag der UR wünschte. Einer internen Nutzung des Siegels wurde mit Senatsbeschluss vom 22.02.1968 stattgegeben.



Mit dem am 21. Februar von **Thomas Fuchs von Wallburg**

(Dana Zehrer, Universitätsarchiv Regensburg)

Georg Britting und „Die kleine Welt am Strom“

„Ohne Kunst kann man leben. Nur hat man dann nicht gelebt.“



Georg Britting kam am 17. Februar 1891 in Regensburg auf die Welt. Der Beamtensohn verbrachte seine Kindheit und Jugend in Regensburg, bevor er sich 1914 als Kriegsfreiwilliger meldete. Aus dem Krieg kehrte er mehrfach dekoriert und schwer verletzt zurück.

Britting verdingte sich zunächst als Theaterkritiker und gab zusammen mit dem Maler **Josef Achmann** „die sichel“, eine Zeitschrift für Kunst- und Literaturgeschichte, heraus. Nach deren Einstellung folgte Britting seinem Freund Achmann nach München, wo er bis zum seinem Tod als freier Schriftsteller arbeitete.

Er schrieb für die Feuilletons verschiedener bedeutender Zeitungen und Zeitschriften, verfasste Theaterstücke, Prosa und Gedichte. Zu seinen bekanntesten Büchern gehört „Die kleine Welt am Strom“.

Regensburg und die Donau lieferten ihm den Hintergrund für diese Erzählungen und Gedichte. Dabei ist diese „kleine Welt“ aber alles andere als idyllisch:

„Brudermord im Altwasser“ – eine Erzählung, die bis heute im Deutschunterricht gelesen wird – ist nur ein Beispiel für den Schrecken der vermeintlich „heilen Welt“, den Britting, der alles andere als ein bayerischer Provinzdichter war, gerne beschrieb, ganz getreu seiner Einstellung:

„Vielleicht ist unser ganzes Weltbild falsch. Wir vergessen die dunkle Tiefe, das Grauen, das uns täglich umgibt, das uns nahe gerückt ist. Man weiß nicht, wie der Mensch eigentlich ist. Gut auf keinen Fall. Jedenfalls gibt es nichts, was es nicht gibt. Man müsste also auch in der Dichtung alles Licht auf dem dunklen Hintergrund aufbauen und den wunderlichen Mut bewundern, mit dem wir zu leben wagen.“

Georg Britting wäre am 17. Februar 133 Jahre alt geworden. Er verstarb am 27. April 1964 in seiner Dachgeschosswohnung am Sankt-Anna-Platz in München. Das Lexikon der Weltliteratur verewigt den Künstler als einen

„...Lyriker und Erzähler von bizarrer Phantastik und tiefsinnigem Humor, mit kräftiger, mundartlich beeinflusster Barocksprache und starker Bildhaftigkeit.“

(Martina Köglmeier, VMG, und Günther Handel, Stadtarchiv)

Bilderverzeichnis (in Reihenfolge): 1 und 2 - Museen der Stadt Regensburg; 3 - Universitätsarchiv Regensburg; 4 - Staatliche Bibliothek Regensburg; 5 - https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/1/1e/Litho_-_Regensburg_Stadtamhof_-_Donau_-_Kunike_-_Alt_-_1824.jpg; 6 - Jahn Archiv; 7 - Fürst Thurn und Taxis Zentralarchiv; 7 - Staatsarchiv Amberg, Amtsgericht Regensburg, 6446; 8 - Stadt Regensburg - Kulturdatenbank; 9 - Staatliche Bibliothek Regensburg.



Hinzu kam eine starke antijüdische Agitation von Seiten des Klerus, insbesondere durch den Domprediger **Balthasar Hubmaier**. In diesem Kontext wurden die Juden angeklagt, fortgesetzten Wucher und Betrug zu betreiben.

Mit dem Tod Kaiser **Maximilians I.** am 12. Januar 1519 verloren die Juden im Reich ihren Schutzherrn, denn die Kaiser übten den Judenschutz aus, für den sie ihre sog. „Kammerknechte“ aber auch besteuern konnten.

Der Rat von Regensburg ergriff die sich bietende „Gelegenheit“ und reagierte sofort: Schon zweimal war ein Ausweisungsersuchen beim Reichsoberhaupt gescheitert. Jetzt nutzte man das Machtvakuum und beschloss schon am 6. Februar die Vertreibung der Juden.

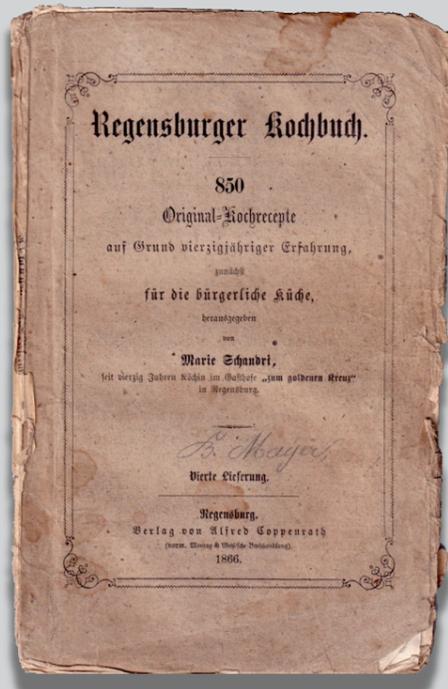
Mit dem am 21. Februar von **Thomas Fuchs von Wallburg**

Herausgeber: Stadtarchiv Regensburg, Keplerstr. 1, 93047 Regensburg, stadtarchiv@regensburg.de; **Kooperationspartner:** Bischöfliches Zentralarchiv und Zentralbibliothek; Fürst Thurn und Taxis Zentralarchiv und Hofbibliothek; Spitalarchiv; Staatliche Bibliothek; Jahn Archiv und Universitätsarchiv. **Redaktion:** Günther Handel und Martina Köglmeier, Stadtarchiv und



Marie Schandris Regensburger Kochbuch

Marie Schandris Regensburger Kochbuch ist eine feste Größe in Regensburg. Es erschien erstmals vollständig 1867 im Regensburger Verlag Coppensath und bot – wie es auf dem Titelblatt hieß – „870 Original-Kochrecepte auf Grund vierzigjähriger Erfahrung, zunächst für die bürgerliche Küche“.



Bereits 1866 war das Werk in Lieferungen erschienen, die zunächst für das Weihnachtsgeschäft angedacht gewesen waren. Obwohl es auch damals nicht an Konkurrenzprodukten auf dem Buchmarkt fehlte, wurde Schandris Kochbuch ein wahrer „Bestseller“. In den ersten beiden Monaten nach Erscheinen des Buches sollen mehr als 1.000 Bestellungen beim Verlag eingegangen sein, nach zwei Jahrzehnten waren über 75.000 Exemplare verkauft. Und auch noch heute – fast 150 Jahre nach seinem ersten Erscheinen – ist das Werk lieferbar. Inzwischen liegt die 99. Auflage vor. Der Erfolg des Kochbuchs erklärt sich aus der Wirkungsstätte seiner Verfasserin. Schandri arbeitete mehr als vierzig Jahre als Köchin in einer der besten Gaststätten Deutschlands, im Gasthof „Zum Goldenen Kreuz“ am Haidplatz. Es ist das Verdienst Günther Handels, die Biographie der berühmten Köchin erforscht zu haben. Schandri wurde 1800 in Luhe in der Oberpfalz geboren und kam wohl um 1820 nach Regensburg, wo sie zunächst als Küchenhilfe im „Goldenen Kreuz“ beschäftigt war. Mehr als vier Jahrzehnte hat sie die illustre Gästeschar des Gasthauses bekocht und stieg schließlich wohl zur Chefköchin dort auf. Kaiser und Könige zählten zu ihren Gästen. Doch wenn sie damit auch beruflich immens erfolgreich war und heute wohl als „Starköchin“ gefeiert werden würde, war ihr privat das Glück versagt. Schandri blieb unverheiratet und ohne Nachkommen, weshalb bei ihrem Tod im November 1868 ihrer Schwester Johanna das durchaus stattliche Erbe der Köchin zukam. Das Grab dieser berühmten Regensburgerin auf dem damals noch existierenden Lazarusfriedhof an der Prüfeninger Straße besteht heute nicht mehr, es verschwand im Zuge der Auflösung dieses Gottesackers im Jahr 1909. Doch Marie Schandris Werk lebt bis heute fort.

(Dr. Bernhard Lübberts, Staatliche Bibliothek)

„Aufopferung aller auch nöthigen Gemächlichkeit“ – Militaria von 1812 im Spitalarchiv

Erst zwei Jahre und elf Monate war es her, dass der Fünfte Koalitionskrieg das Spitalareal und weite Teile Stadtamhofs verwüstet hatte. Der kostspielige Wiederaufbau war noch im Gange (die Behörden hatten die Stiftung bis März 1812 für den *erlittenen totalen Brandschaden nicht mit einem Kreuzer entschädigt*), als sich der Bündnisfall ankündigte. Napoleon zog Truppen des Rheinbunds, darunter zwei bayerische Divisionen, für den fatalen Russlandfeldzug zusammen. Erneut zeichneten sich Einquartierungen und finanzielle Lasten für das St. Katharinenhospital ab.

Kriegsmüde beklagt Spitaladministrator und -pfarrer **Wolfgang Sperl** am 20ten März 1812 gegenüber dem *K[öniglich] b[ayerischen] General-Commissariat die Militär-Bequartung bey dem S. Cath: Spitale*. Das Spital werde dadurch *sehr hart, und auf eine vorher unerhörte Art mitgenommen*. Zum Beispiel würde dem *Spital für Arme, und Preßhafte* („mit Gebrechen Behaftete“) die Versorgung von **31 Mann!!!** [sic] aufgebürdet – zusätzlich zu den circa 120 alten und kranken Bedürftigen, für deren Wohlergehen die Stiftung verantwortlich war.

Nicht nur gebe es *im Spitalsgebäude kein leeres Plätzchen* mehr – im *Administrations-Gebäude und Pfarrhofs* könne *keine Sicherheit für die Gelder, keine Ruhe zu den Geschäften* seyn, wenn diese *ungestümten Soldaten da wohnen*. Ein *Wachtmeister* habe gar das Büro des Spitalmeisters eingefordert – *im Verweigerungsfalle* wurde dieser *jämmerlich herumge-*



stossen [...]. Doch der rabiate Geistliche erwehrte sich. *Ja wären die Spitals-Bauhof Knechte mir nicht zur Hülfe gekommen, der [Unteroffizier] hätte vielleicht noch eine tödtliche Wunde, oder den Tod selbst davon getragen* – so beschreibt der Spitalverantwortliche seine nonchalante Begegnung mit der Grande Armée. Ungerührt fordert Sperl im weiteren Bittbrief Zugeständnisse und finanzielle Unterstützung vom Generalkommissariat: *Hievon ließe sich das bisher unerhörte Unrecht in etwas ausgleichen*.

Doch nicht nur im März und April 1812, sondern auch 1813 und 1815 waren Einquartierungen für die Spitaladministration nicht zu vermeiden. Der Wiederaufbau musste warten.

(Aus: SpAR Militaria 1800-1815, fol. 17–23.)

(Kathrin Pindl, Spitalarchiv; Transkription: Praktikant Thomas Vitzthum)

Fasching, Fastenzeit – und der SSV Jahn

Zu den Zeiten (und solange sind diese noch gar nicht her), als sich das persönliche wie das öffentliche Leben noch im Wesentlichen am Kirchenjahr orientierten, wurde nicht nur die Fastenzeit gelebt, sondern naturgemäß auch der ihr vorausgehende Fasching, wie die fünfte Jahreszeit im süddeutschen Sprachraum von jeher heißt.

Etymologisch vom letzten Ausschank alkoholischer Getränke vor der Fastenzeit herrührend, waren damit freilich geistige Getränke anderer Art gemeint, weniger das Fastenbier, das als hochkalorischer Ersatz für feste Nahrung erlaubt war und insbesondere seit der Gegenreformation zu einem echten katholischen Werbeträger wurde. Der aus Nittenau stammende **Valentin Still** (1750–1795), besser bekannt als „**Bruder Barnabas**“, hat als Braumeister und Laienbruder des Paulaner-Klosters in Au bei München im Jahre 1780 dem Kurfürsten **Karl Theodor** (1724–1799) und dem Baiern-Volk dabei die heute wohl berühmteste Marke dieser Art, den „Salvator“, geschenkt. Weitere Ausführungen dazu möchte das Jahn Archiv, mangels Kompetenz, lieber den Fachleuten überlassen, obwohl das Brauwesen in Regensburg, das bischöfliche insbesondere, den Fußballern des SSV Jahn Regensburg natürlich keineswegs fremd ist – zwischen 1926 und 2015 haben ja sogar nachbarschaftliche Beziehungen bestanden.



Es gibt freilich auch einige Berührungspunkte des Jahn mit dem Fasching in Regensburg – und im Jahn Archiv befinden sich genügend Materialien, um ein paar Februar-Ausgaben des Regensburger Diariums 2.0 bestreiten zu können. In diesem Sinne und an dieser Stelle ein „ad multos annos!“ und vielen Dank für die freundliche Aufnahme. Den Anfang wollen wir heuer mit der Verbindung zwischen den rot-weißen Fußballern und dem organisierten Faschingstreiben in der Domstadt machen. Als in Regensburg die ersten Turnvereine gegründet wurden (1861 der Turnverein, 1886 der Turnbund Jahn), da existierte die Karnevals-gesellschaft Narragonia von 1848 als älteste bayerische Vereinigung ihrer Art schon einige Jahre. Und hier wurde der Fasching, der in Regensburg wie im Rheinland „Karneval“ genannt wurde, weil der Narragonen-Gründer ein aus Mainz zugezogener Arzt, Dr. **Carl Wolfgang Gerster** (1813–1892), gewesen war, mindestens so ernst genommen wie das Turnen bei den Turnräten. Ein Vergnügen (beim Turnen zugegebenermaßen ein zweifelhaftes) ausschließlich für gehobene Kreise des Bürgertums. Mit dem Siegeszug des Fußballs, der nach der Jahrhundertwende bei den Regensburger Turnvereinen Einzug hielt, und dem Gang des Faschings auf die Straße in Form des Faschingszugs, wurde sowohl der Sport als auch der organisierte Fasching demokratisiert und zudem massentauglich.

Im Jahnstadion traf sich dann spätestens nach dem letzten Krieg rund um das Faschingswochenende alljährlich die Elite des Regensburger Fußballs und das jeweilige Faschingsprinzenpaar mit seinem Gefolge. In der Halbzeit-Pause wurde den Verantwortlichen des SSV Jahn der begehrte Narragonen-Orden verliehen, aus der Persiflage des aristokratischen Lebens des 19. Jahrhunderts war das vielleicht letzte monarchisch anmutende Relikt im bundesrepublikanischen Alltag geworden. In den 1950er (im Bild 1955) und 60er Jahren noch unter dem tosenden Jubel des Fußballvolks, bei den letzten derartigen Auftritten rund um die Jahrtausendwende mit zunehmender Verständnislosigkeit des Publikums quitiert. Kein Wunder, schließlich scheint die fünfte Jahreszeit heute 12 Monate zu dauern...

(Prof. Dr. Wolfgang Otto, Jahn Archiv)

„Les deux pigeons“ – Die beiden Tauben

Im westlichen Teil des fürstlichen Schlossparks, an der Ecke Schottenstraße/Wiesmeierweg, steht eine große Bronzeskulptur. Vom Zaun aus kann man sie nur von hinten sehen, da sie auf den Betrachter, der im Park flaniert, ausgerichtet ist. Sie zeigt einen smarten Knaben, geradezu hingegossen vor seiner von ihm angebeteten jungen Frau. Auf der Vorderseite lässt sich der Schriftzug „**Les deux Pigeons**“ – „Die beiden Tauben“ lesen. Am Sockel ist die Skulptur mit „**J. Frère**“ signiert.

Der Bildhauer **Jean Frère** wurde 1852 in Cambrai geboren und starb 1906 in Paris. Verschiedene Werke von ihm sind in Paris überliefert und eines in Regensburg.

Die beiden Tauben sind die plastische Verkörperung einer Fabel des französischen Volksdichters **La Fontaine** aus dem



17. Jahrhundert. Das Mädchen sitzt sitzbar bei der Arbeit, die Spindel, das Symbol für Fleiß, liegt ihr zu Füßen. Bei ihr sind zwei Tauben, eine wild flatternde und eine lahrende am Boden. Der Tauberich wollte in die Welt hinaus und kam gerade noch heil zurück, ähnlich wie der junge Knabe. Auch er ist von langer Reise zu ihr zurückgekehrt; erschöpft und zerkratzt bittet er um Verzeihung und Neuanfang. Warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute liegt so nah, so der Sinn der Fabel.

Und wie kam die Skulptur in den Schlosspark? In Schloss St. Emmeram hat sich die Geschichte erhalten, dass Fürst **Albert I. von Thurn und Taxis** (1867–1952) die Skulptur im Jahr 1900 auf der Weltausstellung in Paris erworben hat und seiner Frau Fürstin **Margarete** (1870–1955) als Andenken an die gemeinsame Parisreise zum Geschenk machte.

(Dr. Peter Styra, Thurn und Taxis Zentralarchiv)